



Matthias Krauß

Die falschen Fragen gestellt

Journalist

in zwei deutschen Staaten

Das Neue Berlin

Über das Buch

Journalist in der DDR – was war das überhaupt? Und wie wurde man das? Matthias Krauß arbeitete als Volkskorrespondent, anschließend als Redakteur der *Richtschnur*-Betriebszeitung. Von 1986 bis zum Ende der DDR schrieb er für die *Märkische Volksstimme*. Entlang des eigenen Werdegangs gibt der bis heute schreibende Journalist seltene Einblicke in seine Arbeit – vor und nach der Wende. Indem ihm der Spagat zwischen unterhaltsam erzähltem Sachbuch und informativ berichtender Lebensgeschichte gelingt, landet Matthias Krauß einen wahren Coup: eine deutsch-deutsche Journalismus-Analyse, die nie zu langweilen anfängt, indem sie nie aufhört, die falschen Fragen zu stellen!

Über den Autor

Matthias Krauß, geboren 1960 in Hennigsdorf, studierte an der Leipziger Karl-Marx-Universität Journalistik und arbeitete bis 1989 als Redakteur der *Märkischen Volksstimme* Potsdam. Seit 1990 ist er als freier Journalist für verschiedene Blätter und Agenturen tätig sowie als Buchautor. Publikationen unter anderem: »Wem nützt die ›Aufarbeitung?‹« (2016), »Die große Freiheit ist es nicht geworden.« (2019), »In eins gespalten. Sind wir wirklich ein Volk?« (2021).

Inhalt

- 9 **Kinder- und Jugendliteratur in der DDR**
Bummi, Flax und Krümel, Digidags und *Junge Welt*
- 24 **Erotik // 1959-1967**
Das Magazin – auf dem Index
- 31 **Über die große und kleine Welt // 1977**
Rubriken des Lokaljournalismus
- 38 **Armee // 1977**
Offizier auf Zeit – Volkskorrespondent nebenbei
- 47 **Studium // 1982-1986**
»Aktion Ochsenkopf«, Apfelernte
- 71 **Austausch // 1985**
Polnische Kommilitonen, Solidarność
- 85 **Ausbildung zum Journalisten**
Das »Rote Kloster«
- 101 **Jugendredakteur bei der MV –**
JUNGE LEUTE HEUTE // 1986
Schöner gesagt oder: Wir schreiben nicht, wie's ist
- 146 **Warum ich den Moorsoldaten das Motto meines**
Arbeitslebens verdanke
Porträt des Genossen Franz Rentmeister

- 154 **Wie ich den FDJ-Bezirkssekretär zu Fall brachte**
»Die FDJ braucht keine Gouvernanten«
- 160 **Wie ich dem Rundfunkmechaniker das DDR-
Fernsehen offenbarte**
Schnitzlers »Schwarzer Kanal reloaded«
- 168 **Karl der Große und Friedrich der Große //**
1989-1990
Was hatten mir Marx und Engels nach der Wende
noch zu sagen?
- 186 **Anmerkungen //** Auszug aus dem Wörterbuch der
sozialistischen Journalistik

Über die große und kleine Welt // 1977

Rubriken des Lokaljournalismus

Was meinen Bezug zum Journalismus betrifft, möchte ich der Wahrheit die Ehre erweisen und bekennen, dass ich zunächst nicht Akteur, wohl aber Gegenstand der journalistischen Arbeit war. Eine Mitschülerin in meiner Parallelklasse der Puschkin-EOS Hennigsdorf bereitete sich im Unterschied zu mir schon in der Schulzeit zielstrebig auf den Journalistenberuf vor. Sie war Volkskorrespondentin und veröffentlichte auf der Kreisseite der Bezirkszeitung *Märkische Volksstimme* ein Porträt von mir. Es erschien am Dienstag, dem 4. Oktober 1977. Das kam nicht von ungefähr (nichts in der DDR fand einfach begründungslos statt), sondern weil ich ein Delegierter war. »Ein Delegierter zum Fest des Roten Oktober«, wie schon die Überschrift des Artikels verriet.

Dass diese Mitschülerin und spätere Kollegin einmal Lebensgefährtin des AfD-Gründers Alexander Gauland werden würde, war zweifellos nicht absehbar. Zu Recht sprach Goethe von »des Lebens labyrinthisch irren Lauf«. Es ist immer eigentümlich die eigene Person beschrieben zu sehen, vor allem nach so langer Zeit. Aber ich versichere jedem: Heutige Texte wirken ein halbes Jahrhundert später nicht minder eigentümlich. Meine Wahl zum FDJ-Sekretär meiner Klasse, die die Autorin »Amtsantritt« genannt hatte, hat sich ihren Worten zufolge mit der Aufgabe verbunden, »alle FDJler der Klasse zu einem festen Klassenkol-

lektiv zu vereinen, das sich durch eine aufgeschlossene und kameradschaftliche Arbeitsatmosphäre auszeichnet.« Das ist nicht ehrenrührig und offenbar auch nicht sehr leicht, denn es bedeutet diesem Text zufolge »grundverschiedene Charaktere, Interessen, Meinungen zu lenken und zu koordinieren. Gemeinsam Probleme zu lösen und Hilfe zu leisten«.

Spät kommt ihr, aber ihr kommt Die aktuell-politischen Fragen

Der Agitator meiner FDJ-Gruppe musste dem Zeitungstext zufolge die Politgespräche leiten. Aber das war lediglich eine notwendige, keineswegs aber ausreichende Bedingung, denn wie Leser meines Porträts erfahren: »Auch darüber hinaus befassen sich die Mitglieder mit aktuell-politischen Fragen. Im kleineren Freundeskreis werden persönliche Meinungen über diese Fragen intensiv ausgetauscht, gefestigt oder wenn nötig auch berichtigt.« Leicht hatte ich es als FDJ-Sekretär jedenfalls nicht, wie die Autorin, die mich persönlich kannte und wusste, dass es »manchmal schier unmöglich war, alle Meinungen unter einen Hut zu bekommen«.

Aus heutiger Sicht fragt man sich, warum alles unter einen Hut passen muss, oder auch, was das für ein Hut sein sollte. Das war wohl der gemeinsame Nenner bei den ideologischen Vorgaben. Tatsache blieb, dass ich von meiner Schule (oder wohl eher ihrer FDJ-Grundorganisation) nach Berlin entsandt wurde zu einem Erfahrungsaustausch unter dem Titel »Lenins Träume werden wahr«. Lenin, das war der lächelnde, verschmitzte ältere Herr auf diversen Briefmarken, Postern und Zeitungsabbildungen. Mit seinen Träumen kannte ich mich aus. Dafür sorgte meine Schule. Eitelkeit, später Gleichgültigkeit und am Ende Vergesslichkeit führten dazu, dass ich die Ausgabe der *Märkischen Volksstimme* mit meinem Porträt niemals fortgeworfen, also aufgehoben habe. So kann ich heute das journalistische Umfeld erkunden, in dem der Text über mich im Herbst 1977 veröffentlicht wurde. Ebenfalls auf der Lokalseite, unmittelbar unter meinem

Mit Mandat zum Fest des Roten Oktober



Matthias Krauß,
Puschkin-EOS
Hennigsdorf

Seit einhalb Jahren ist Matthias FDJ-Sekretär der Klasse 12.1 der Puschkin-EOS in Hennigsdorf. Natürlich hatte er sich bei seinem Amtsantritt einiges für seine künftige Arbeit vorgenommen: Die größte und gleichzeitig komplizierteste Aufgabe sah er darin, alle FDJler in einem festen Klassenkollektiv zu vereinen, das sich durch eine aufgeschlossene und kameradschaftliche Arbeitsatmosphäre auszeich-

Charaktere, Interessen, Meinungen zu lenken und zu koordinieren, gemeinsam Probleme zu lösen und Hilfe zu leisten. Im Juni 1978 werden Matthias und seine Klassenkameraden die Reifeprüfung ablegen. Dieses wichtige Datum und das bevorstehende Oktoberfest sind Anlaß, Bilanz zu ziehen über bis jetzt reichlich drei Jahre kollektive Arbeit beim Lernen und in der Jugendorganisation.

Alle Jugendfreunde der 12.1 haben seit der elften Klasse das Bedürfnis, Kunst und Kultur zu erleben und sich kritisch mit deren Werken auseinanderzusetzen. Durch solche und ähnliche gemeinsame Erlebnisse festigte sich das Zusammengehörigkeitsgefühl der FDJler.

Ein Erfolg der systematischen Arbeit der FDJ-Leitung auf dem Gebiet der politisch-ideologischen Erziehung der Jugendfreunde besteht darin, daß sich jeder FDJler über die vom Agitator geleiteten Politgespräche hinaus mit aktuell-politischen Fragen beschäftigt. Im kleineren Freundeskreis werden persönliche Meinungen über diese Fragen intensiv ausgetauscht, diskutiert, wider-



Matthias kann sich auf seine tungsmitglieder verlassen, wenn es manchmal schier unmöglich erscheint alle Meinungen unter einen Hut bekommen. Im Laufe der elften Klasse erhöhten sich Effektivität und Disziplin der Leitungsarbeit. Die FDJ-Organisation der Schule delegierte Matthias zum Fest des Roten Oktober Berlin.

Dort wird er als Verantwortlicher Erfahrungsaustausch zur propagandischen Veranstaltung „Lenins Trauer“ werden wahr fungieren.

Mein Porträt in der Märkischen Volksstimme

Fotoporträt, druckte die Zeitung ein Interview ab, in dem es um den Singeklub »Angela Davis« der Runge-EOS in Oranienburg ging. Das war neben meiner Puschkin-EOS die zweite Bildungseinrichtung im damaligen Kreis Oranienburg, die direkt zum Abitur führte.

Angela Davis war zu dieser Zeit in der DDR keine Unbekannte, sie war die erste der beiden Angelas, die mein politisches Leben begleiteten. Die andere Angela hieß mit Nachnamen Merkel und diente mir viel später als Gegenstand für ein einigermaßen erfolgreiches Buch (*Das Mädchen für alles*). Während Angela Merkel zu dieser Zeit aber noch Angela Kasner hieß, als Bestschülerin und Beststudentin an ihrer wissenschaftlichen Karriere arbeitete und nicht in der Öffentlichkeit stand, war Angela Davis mir mindestens so vertraut wie Lenin. Davis ist eine afroamerikanische Bürgerrechtlerin und Kommunistin, und damals galt es, sie aus den Fängen der US-amerikanischen Klassenjustiz zu befreien. Damit war offenbar die ganze DDR befasst. Wer im Mutterland der Freiheit eine allzu linke Auffassung hatte, der musste mit einer Mordanklage rechnen wie

Sacco und Vanzetti. Und wie diese beiden bewiesen, durfte die betreffende Person gelegentlich auch auf dem elektrischen Stuhl Platz nehmen. Angela Davis war damit konfrontiert, und sie wurde von uns freigekämpft – zumindest stellten die DDR-Medien das so dar. Dass der Oranienburger Singeklub ihren Namen trug, war nicht ungewöhnlich, sondern folgerichtig. Die Lokalredaktion führte das Interview mit dem Leiter des Singeklubs »Angela Davis« Kersten N. Auf die Frage, was denn der Inhalt ihrer Programme sei, sagte er: »Wir wollen, dass sich die Zuhörer drin wiederfinden mit ihren Problemen, wir wollen den Menschen Freude bringen und auch den Finger auf wunde Stellen legen.« Bezeichnend für die innere DDR-Kommunikation war, dass man sich durchaus von der Existenz vorhandener Probleme, Schwierigkeiten und Widersprüche überzeugt zeigen konnte, es aber schon schwieriger war, sie tatsächlich auch zu schildern, also in die Einzelheiten zu gehen. Weiter der Singegruppenleiter Kersten N.: »Die deutsch-sowjetische Freundschaft spielt in unseren Liedern eine große Rolle, was sich nicht zuletzt mit unseren regelmäßigen Auftritten bei Komsomolzentreffen äußert. Außerdem bereiten wir ein Programm zum 60. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution vor und haben dabei viele Lieder über die Sowjetunion in unser Repertoire aufgenommen.« Lenins Träume schienen auch dort keine untergeordnete Rolle zu spielen.

Vor dem Hintergrund der weiteren politischen Entwicklung und der gegenwärtigen Situation in Europa mutet ein weiterer Beitrag einer Bezirkszeitung nicht minder unwirklich an.

In der Rubrik »Wir stellen vor« wurde dem Leser Jürgen Z. bekannt gemacht, der Wirtschaftsmathematiker war und im Stahlwerk Hennigsdorf arbeitete. Aber das war nicht der eigentliche Grund, weshalb er in der Zeitung mit Bild auftauchte: »Der besondere Grund, den jungen Genossen hier vorzustellen, ist jedoch der: Für seine hervorragenden Studienergebnisse erhielt er das ›Rote Diplom‹, also den Abschluss mit Auszeichnung. Damit wurde Jürgen Zocher zugleich die große Ehre zuteil, ab 1. November eine Fern-Aspirantur ebenfalls an der Universität Kiew zu beginnen.«

In der Tat, wenn diese Jahre als Zeiten des Friedens, des Aufbaus und der Völkerverständigung in Erinnerung blieben, dann gab es auch östlich der Mauer dafür Belege – und wir reden von der Kreisseite einer Bezirkszeitung. Der Hauptteil dieser Zeitungsausgabe bildete Wesentlichstes in der politischen DDR-Sphäre ab, was in der Regel bedeutete, dass man als Abonnent das Gedruckte entweder gar nicht oder kaum zur Kenntnis nahm. Die Eröffnung des SED-Parteilehrjahres und die dazu abgedruckten seitenlangen Reden reizten die Wenigsten. Das Besondere an diesem Tage war nur, dass es gleich zwei Anlässe für Zeitungskomplexe gab, die DDR-intern »Bleiwüste« genannt wurden. Denn normalerweise hätte das Parteilehrjahr dafür ausgereicht. Daneben dominierend und dokumentiert: der Besuch des tschechoslowakischen Präsidenten Gustáv Husák in Berlin bei Staatschef Erich Honecker. Bei dieser Gelegenheit wurde ein (neuer) Vertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand zwischen beiden Ländern beschlossen – der Prager Frühling lag knapp ein Jahrzehnt zurück.

Spaltenlang wurden Namen und Titel der beteiligten Funktionäre aufgeführt, der neuaufgelegte Freundschaftsvertrag stand im Wortlaut daneben, aber andere als die üblichen gestanzten Sätze enthielt auch er nicht. Nicht nur mit heutigen Augen brach ein Phrasengewitter über den Leser herein.

Für den war vermutlich nur ein einziger Punkt interessant und ging ihn überhaupt etwas an: Honecker erwähnte in seiner Rede den damals fünfjährigen visumfreien Reiseverkehr zwischen beiden Ländern. Das war bemerkenswert und traf zu diesem Zeitpunkt auch noch auf die Volksrepublik Polen zu. Honecker leistete sich in diesem Zusammenhang eine irritierende Bemerkung, als er davon sprach, dass »über 32 Millionen Bürger beider Länder von der Möglichkeit des visumfreien Grenzverkehrs Gebrauch gemacht« hätten. Komisch war dieser Satz deshalb, weil die DDR und ČSSR zusammen nur etwa 30 Millionen Einwohner hatten. Honecker hatte zum Ausdruck bringen wollen, dass in den vorangegangenen fünf Jahren 32 Millionen Mal die gemeinsame Grenze auf diese erleichterte Weise überquert worden war. Einige Jahre später hatte das in Polen ver-

hängte Kriegsrecht den visumfreien Reiseverkehr in dieses Land für uns DDR-Bürger wieder beendet, sodass die ČSSR als einziges Land übrigblieb, in das man mit dem DDR-Personalausweis einreisen konnte. Bis im Herbst 1989 auch diese Freizügigkeit gestrichen und im Zuge der Botschaftsflüchtlinge die Grenze geschlossen wurden. Da waren die Tage des Sozialismus aber bereits (an)gezählt. Unter dem Begriff Prager Frühling verinnahmte der Westen den Versuch der ČSSR, der diktatorischen Variante des Sozialismus und der sowjetischen Vorherrschaft zu entkommen, was bekanntlich mit dem militärischen Einmarsch des Warschauer Vertrags 1968 endete. Im Osten gab es auch einen Prager Frühling, das war ein alljährlich ausgerichtetes Festival klassischer Musik, das bis in die Gegenwart hinein überlebt hat.

Kann man das SED-Blatt nun als belang- und wertlos abtun? Konnte man diese Zeitung einfach in die Tonne treten? Fluchthelfer gingen ein hohes Risiko ein, lässt sich ihr weiterhin entnehmen. Unter der Überschrift »Hohe Freiheitsstrafe für Menschenhändler« heißt es:

»Das Bezirksgericht Potsdam verurteilte den Angehörigen einer in der BRD etablierten kriminellen Menschenhändlerbande, Manfred Springer-Maßmann, zu 15 Jahren Freiheitsentzug. Springer-Maßmann hatte auftragsgemäß unter Missbrauch des Transitabkommens, gegen hohe Bezahlung an dem Verbrechen des staatsfeindlichen Menschenhandels mitgewirkt. Das zur Straftat benutzte Kraftfahrzeug wurde eingezogen.«

Was erfahre ich außerdem? Zum Beispiel, dass die Potsdamer Oberbürgermeisterin Brunhilde Hanke (SED) im italienischen Bologna die Auslieferung des Kriegsverbrechers Kappler verlangte. Bologna war und ist die Hauptstadt der *Emilia-Romagna* und eine Art Partnerregion für den Bezirk Potsdam gewesen. Kappler lebte wie so viele andere Nazis und Kriegsverbrecher zu dieser Zeit unbehelligt in der für ihn sicheren BRD. Brunhilde Hanke war geladen zur Gedenkfeier zum 33. Jahrestag des Mas-

sakers von Marzabotto, bei dem von Deutschen 1.830 (seit den 90ern gehen Studien von 770 Opfern aus) Einwohner bestialisch ermordet wurden.

Brunhilde Hanke an die Italiener gewandt: »Wir fordern mit Ihnen die Auslieferung Kapplers an die italienischen Behörden. Wir fordern mit Ihnen das Verbot jeglicher Verherrlichung von Faschismus und Krieg.« Potsdams Oberbürgermeisterin hatte dem Text zufolge für den Präsidenten des Regionalparlaments, Natalino Guerra, auch ein Geschenk im Gepäck: eine Meißner Porzellanplakette mit dem Bild Ernst Thälmanns.

Die Rubrik »Blick in die Welt« hielt noch eine kleine Sensation bereit: Indira Gandhi in Haft. »Die frühere indische Premierministerin Indira Gandhi ist am Montagabend verhaftet worden. Die Festnahme erfolgte seitens der Sicherheitspolizei (CBI) unter der Anschuldigung, ihre offizielle Funktion als Regierungschefin für individuelle Zwecke missbraucht zu haben.«

Für die DDR war das eine ernste Sache, denn Indira Gandhis Präsidentschaft stand für eine Art sozialistische Phase der indischen Innenpolitik, das riesige Land war ein befreundeter junger Nationalstaat. Als Indira Gandhi 1984 ermordet wurde, gab die Deutsche Post der DDR eine Briefmarke mit ihrem Porträt heraus. Schon mit ihrer Verhaftung aber zeichnete sich eine stärkere Distanzierung Indiens vom Ostblock ab. Das war das Zeitungsumfeld, in dem 1977 mein Porträt erschien.

Fazit: Nichts ist so langweilig wie die Zeitung von gestern. Aber nur wenig ist so interessant wie die Zeitung von vorgestern.

Armee // 1977

Offizier auf Zeit – Volkskorrespondent nebenbei

Der Dienst in der NVA am Sonnabend endete, sofern nichts Außergewöhnliches im Tagesbefehl stand, in der Mittagszeit. Wenn in den Stunden davor es für die Offiziere nichts weiter zu tun gab, setzte sich unser Batteriechef, Oberleutnant Schwenk (Name geändert), in das Dienstzimmer des Hauptfeldwebels, griff sich eine Zeitung und verkündete nach einem kurzen kontrollierenden Blick auf bestimmte Seiten mir gegenüber: »Unterleutnant, schon wieder haben sich zwölf Menschen öffentlich und mit Namen verpflichtet, nie wieder Westen zu gucken.« Das war die Zeit, in der es dem Bürger nicht gestattet war, den Fernsehempfang auf die Frequenzen von *ARD* oder *ZDF* einzustellen, gleichwohl privat die allermeisten sich das nicht verbieten ließen. Anfang der 80er-Jahre verheimlichte das auch kaum noch jemand. In den Einrichtungen der Sicherheitsorgane, in den Kasernen der NVA und auch bezogen auf die Offiziere und ihre Familien war der Westempfang (und auch der Westkontakt) immer noch streng verboten. Oberleutnant Schwenk hatte vor seiner launigen Bemerkung die Todesannoncen durchgezählt und auf Kosten der Trauerfälle einen Witz riskiert. Im Ernst liegt das wahre Vergnügen.

Es verlief das zweite Jahr meiner dreijährigen Armeezeit, und mein Berufswunsch, Journalist zu werden, nahm Gestalt an. Ein Jahr zuvor, an der Offiziershochschule der Landstreitkräfte »Ernst Thälmann« in Löbau, hatte ich eines Tages einen Brief an die Studienabteilung der Karl-Marx-Universität (KMU)

Leipzig geschrieben und bekundet, das mir zugesagte Studium eines Lehrers für Deutsch und Geschichte nicht antreten zu wollen. Ich war also frei – auch von sicheren Aussichten. Für die DDR ein ungewöhnlicher Zustand. Nun trug es sich aber zu, dass sich in meinem Armee-Ausbildungszug ein Mitschüler befand, dessen Vater im DDR-Rundfunk des Bezirks Rostock tätig war (»Ostseewelle«). Dieser Mitschüler war entschlossen, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten. Das imponierte mir, und ich überlegte nicht sehr lange. An Radio und Fernsehfunk wagte ich mich nicht heran, das schien mir auch eher ein Reservat für Promi- und Journalistenkinder zu sein – was sich später an der Universität genauso bewahrheiten sollte. Aber da war immer noch die gute alte *Märkische Volksstimme*, das »Organ der Bezirksleitung Potsdam der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands«, wie sie im Untertitel hieß.

Volontariat bei der Märkischen Volksstimme

Weil meine Heimatstadt Hennigsdorf diesem Bezirk angehörte, war die »EmVau«, im Volksmund »Merkwürdige Erfolgsstimme« oder auch die »Meckerstimme« genannt, mein Heimatblatt. Über die *Märkische Volksstimme* wollte ich den Eintritt in den Journalismus wagen. An die Kaderredaktion dieser Zeitung wandte ich mich schriftlich mit dem Wunsch, dort nach dem Ende meiner dreijährigen Armeezeit ein Volontariat anzutreten. In der DDR lag ein Volontariat vor dem Studium, das ist heute umgekehrt.

Ich erhielt eine Einladung und stand in meinem nächsten Urlaub in der Ausgangsuniform eines Offizierschülers der NVA vor der Kaderredakteurin. Die war darob auf das Äußerste ergriffen und stellte mir ein einjähriges Volontariat in Aussicht. Wie rasch und gründlich im Leben sich doch Dinge entscheiden können.

Nachdem ich mit 17 gemustert worden war, trug ich dort meine Bereitschaft, drei Jahre zu dienen, zusammen mit meinem Wunsch vor, dann aber auch die Laufbahn eines Offiziers ein-

schlagen zu wollen. Der Grund dafür war ein recht pragmatischer: Drei Jahre dienten in den meisten Fällen Unteroffiziere. Weil der Offiziersmangel in jenen Tagen aber ein bedeutender war, eröffnete sich für einen Teil der jungen Männer die Laufbahn eines OAZ, eines Offiziers auf Zeit. Diese wurde mir von der Musterungskommission zugestanden, verbunden mit der Frage, ob ich das bei den Mot.-Schützen, bei den Panzern, an der Grenze, bei der Chemiewaffenabwehr oder bei der TLA ableisten wolle. Von all dem Aufgezählten hatte ich Vorstellungen, die auf mich wenig anziehend wirkten, nur was TLA war, wusste ich nicht. Darauf tippte ich unwissend wie beim Kartenspiel auf den Joker und landete also für die kommenden drei Jahre bei der »Truppenluftabwehr« (TLA), bei den Einheiten, die im Kriegsfall Panzer und Schützenwagen vor feindlichen Luftschlägen zu sichern hatten. Wie ich heute weiß, gehörte ich dem letzten Ausbildungszug in Deutschland an, der an der traditionsreichen, gleichwohl längst nicht mehr zeitgemäßen Waffengattung »Flak« ausgebildet wurde. »Flieger, Flak und Feuerwehrgeschäfte gehören nicht zum Militär«, ein Spruch aus dem Zweiten Weltkrieg kam auch auf unsereinen. Er entstand, weil sich die Flak im Zweiten Weltkrieg zumeist im Hinterland an der Heimatfront befand und nicht an der echten Front. Doch ich räume ein: Wir gehörten in jeder Beziehung zum NVA-Militär. Gleichwohl sich der taktische Sinn dieser Waffe nicht mehr erschloss, ja er sich nicht einmal mehr einreden ließ. Als Angriffsgeschwindigkeit von Panzern und Schützenpanzerwagen wurden in jener Zeit 25 bis 30 Kilometer pro Stunde veranschlagt. Wir aber mussten im Ernstfall hinter denen in Stellung gehen, alles aufbauen und die Radarverbindung zu Befehlsstellen herstellen. Das dauerte etwa 15 Minuten, in denen die meisten der Truppen, die wir eigentlich schützen sollten, unseren Schussradius schon wieder verlassen hatten. Wir hätten sie also selbst im Modellfall gar nicht effektiv schützen können. Ein übermäßiges Interesse darf man unter solchen Umständen von einem jungen Menschen nicht erwarten. Im letzten Jahr meiner Dienstzeit wurde ich nach Prenzlau kommandiert in die Flakabteilung 5 (damals Otto-Grothwohl-Kaserne, heute Uckermark-Kaserne).

Freie Erde-Volkskorrespondenten

In diesem Jahr trat ich erstmalig journalistisch in Aktion – bildlich und auch textlich. Ich war das, was man in der DDR einen »Volkskorrespondenten« nannte, ich schrieb also für die Zeitung, ohne ihr als Redakteur anzugehören.

Mein Zwei-Spalter auf der Lokalseite Prenzlau der *Freien Erde* Mitte November 1980 trug die Überschrift »Ein besonderer Tag für die jungen Soldaten«:

»Seit der Einberufung wurden die Genossen auf diese bedeutsame Stunde gut vorbereitet, wurde über Sinn und Inhalt des Fahneneides gesprochen. Nun, da sie ihre ersten Schritte im militärischen Leben gegangen sind und sich dem neuen Lebensrhythmus anpassen mussten, neue Kameraden kennenlernten und ihre Aufgaben und Funktionen im System der Verteidigung erläutert bekamen, verstehen sie, was es heißt, ein ehrlicher, tapferer, wachsender und disziplinierter Soldat zu sein. Sie wissen um die Verantwortung, die sich mit dem Tragen der Uniform unserer sozialistischen Armee verbindet, und schwören, immer und überall die Ehre unserer Republik und ihrer Nationalen Volksarmee zu wahren.«

Die Losung des Jahres hieß »Kampfposition X. Parteitag – Für hohe Gefechtsbereitschaft, alles zum Wohle des Volkes«. Daneben abgedruckt: Mein Foto von der Szene des Fahneneides. Unser Hauptfeldwebel hält weihevoll die Regimentsfahne. Zwei Offiziere mit blankem Säbel flankieren ihn – im Vordergrund die Soldaten in Winterdienstuniform, die Zipfel der Fahne haltend. Der Fahneneid spielte in der bundesdeutschen Debatte immer eine bedeutende Rolle, galt es doch, die Männer des 20. Juli in ihrem Gewissenskonflikt zu schildern. Die Attentäter hatten ihren Eid auf Adolf Hitler abgelegt, also auf das Ziel ihres Anschlags, und diesen Eid sollten und mussten sie nun brechen. In Litern wurde in Westdeutschland Tinte, tonnenweise Druckerschwärze ob dieses Gewissenskonfliktes verbraucht. Millio-

nen ostdeutsche Männer hatten vor 1990 geschworen, als Soldaten der Nationalen Volksarmee der Deutschen Demokratischen Republik allzeit treu zu dienen und sie auf Befehl gegen jeden Feind zu schützen. Nie habe ich gehört, dass dies während der Wende und der Eingliederung in die Bundeswehr einen Gewissenskonflikt ausgelöst hätte oder dass man dem Vorgang besondere Sorgfalt oder Überlegungen gewidmet hätte.



Mein erstes, in der Presse veröffentlichtes Foto: Vereidigung junger NVA-Soldaten in Prenzlau

Der gegenüber Hitler geleistete Wehrmachtseid wog bei den Westdeutschen eindeutig schwerer: den nahmen sie ernst – den NVA-Eid nahmen sie zu keinem Zeitpunkt ernst.

Am stärksten beeindruckt hatte mich am Fahneneid (geschaffen vom Dichter Johannes Robert Becher – einige Jahre lang Kultusminister) die letzte Strophe: »Sollte ich jemals diesen meinen Eid brechen, so möge mich die harte Strafe der Gesetze unserer Republik und die Verachtung des werktätigen Volkes treffen.« Bis heute besitze ich eine Schallplatte, auf der Thomas Mann selbst die Musterungsszene aus *Die Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull* vorliest. In diesem delikaten Stück Literatur kann

man miterleben, wie Felix Krull mit geschickter Überlegung, Gewieftheit und Konsequenz die Musterungskommission von seiner Untauglichkeit zum Armeedienst überzeugt. Und doch – als alles entschieden und Felix Krull mit behördlichem Stempel »militärfrei« war, überkam ihn eine Art Wehmut:

»[...] ja, wenn ich mir einbildete, wie vortrefflich, natürlich und überzeugend der Waffenrock mir angestanden haben würde, wie befriedigend, solange ich ihn getragen hätte, meine Person darin aufgegangen wäre: so wollte fast Bedauern mich anwandeln, daß ich den Zugang zu einer so kleidsamen Daseinsform, einer Welt, in welcher der Sinn für natürlichen Rang offenbar fein entwickelt ist, vorsätzlich links hatte liegen lassen.«

Felix Krull kommt zum Schluss, dass es aber – alles in allem – doch richtig gewesen ist, dieser Daseinsform aktiv zu entgehen. Die Synthese seiner Überlegung:

»[...] ja, wenn es gälte, ein so erhabenes Gefühlsgut wie dasjenige der Freiheit für die Vernunft zu bestimmen und zuzurichten, so ließe sich sagen, daß dies eben: soldatisch, aber nicht als Soldat, figürlich, aber nicht wörtlich, daß im Gleichnis leben zu dürfen eigentlich Freiheit bedeutet.«

Wer in der DDR drei Jahre freiwilligen Militärdienst leistete, der verdoppelte so die ohnehin geltende Wehrpflichtzeit. Das bedeutete eine Entscheidung für Einschränkung, Gehorsam, Kasernendasein, Pflicht über das notwendige Maß hinaus. Und für eine Kleidung, die keineswegs als kleidsam angesehen war, also für alles, wonach sich die meisten jungen Männer nicht unbedingt sehnen. Was aber heute eher weniger begriffen oder verstanden wird: Es bedeutete auch die Entscheidung für eine Art persönliche Freiheit. Abgesehen davon, dass man sich hinsichtlich der Waffengattung, des Zeitpunkts des Einziehens zur Fahne und der militärischen Laufbahn in einer Verhandlungs-

position befand, war das Gegenangebot des Staates für die Dreijährig-Freiwilligen ein bedeutendes. Wer sich dafür entschied, war in dieser Zeit, aber auch während des sich anschließenden Studiums, so mit Geld (Stipendium) ausgestattet, dass sich unabhängig von den eigenen Eltern ein Leben bestreiten ließ – und zwar ab dem 18. Lebensjahr. Während Krull also seinen Eintritt in die Streitkräfte geschickt vereitelte, blieb mir nur übrig, mit Blick auf meine berufliche Zukunft meinen Abgang aus dieser Armee zu gestalten. Meine Dienstzeit verstrich, ich lernte an der kreislichen Abendschule Stenografie und Maschineschreiben, und half, auch um das Maschineschreiben zu festigen, der Standort-Bibliothekarin beim Ausfüllen der Karteikarten. Sie ließ mich beim Abschied bei den aus dem Bestand genommenen, d. h. abgeschriebenen Büchern eine Auswahl treffen. Ich entschied mich für *Fremde Meere unbekannte Pfade*, ein Buch, das die weltweiten Entdeckungszüge auf unserem Planeten nachzeichnete und für das einbändige Lexikon *Literaturen der Völker der Sowjetunion*.

Zur Pflicht eines Journalisten – auch eines angehenden – gehört das Dokumentieren. Davon war ich immer überzeugt, gleichwohl ich damit im realen Leben rasch an meine Grenzen stieß. Doch ließ ich mich nicht beirren, ich wollte unbedingt bildliches Material meiner drei Armeejahre besitzen. Dabei half mir ein befreundeter Unteroffizier, dem in der Flak-Abteilung die Foto- und Kinotechnik unterstand. Am Tag meines letzten Gefechtsdienstes, als meine Batterie mit ihren sechs Kanonen auf dem Acker bei Prenzlau in Stellung gegangen war und für den Ernstfall trainierte, war er mit hinausgefahren und sorgte dafür, dass ich heute über eine Fotoserie verfüge, die ein Bild von meinem Leben in den drei Jahren Armeezeit vermittelt. Das war nicht gestattet, um nicht zu sagen: streng verboten. Auch wenn es sich in unserem Falle nicht um moderne Militärtechnik gehandelt hatte und die Kanonen, an denen wir herumtollten, zu dieser Zeit schon im Moskauer Militärmuseum standen. Dokumentation durfte in der Nationalen Volksarmee kein Thema sein, zumindest kein privates Anliegen. Das war allenfalls ein Befehlsgegenstand und der als solcher der Überprüfung

und Kontrolle verschiedener Instanzen unterlag. Aber der Gewinn war vielversprechend und das Risiko schien mir vertretbar.

Bei solchen Geländespielen trug sich in der Regel das Erwartete zu. Mitunter aber auch das Unerwartete. Denn es konnte immer mal wieder geschehen, dass in unmittelbarer Grenznähe ein Jeep der westalliierten Verbindungsoffiziere hielt, dem briti-



Richtungsweisend in Uniform

sche, französische oder US-amerikanische Offiziere entstiegen. Die bauten sich dann unweit von uns auf und machten mit ihren Fotoapparaten ungeniert Aufnahmen von meiner um den Erhalt des Friedens ringenden Flakbatterie. Sie dokumentierten also, was wir nicht unbedingt dokumentiert haben wollten. Die durften unseren militärischen Alltag fotografieren. Ich war dazu nicht berechtigt.

Für diesen (wiederholten) Fall hatte Batteriechef Schwenk einen eigenen Fotoapparat in seinem Gefechtsstand deponiert. Den griff er sich nun, machte, wie es im Theater heißt, einen großen Gang auf die gegnerischen Offiziere zu und knipste so lange zurück, bis die wieder in ihren Jeep einstiegen und davonfuhren. Es war das Duell NATO versus Warschauer Vertrag mittels der Waffe Fotoapparat.

»Hast du eigentlich einen Film drin?«, wollte ich mal wissen.

»Nö.«, antwortete Schwenk.

Im Rückblick bezweifle ich, dass in den Fotoapparaten der westlichen Verbindungsoffiziere Filme belichtet wurden. Das Duell fand vermutlich mit ungeladenen Waffen statt.

Der vorliegende Text erhebt keinen Anspruch auf wissenschaftliche Vollständigkeit. Zitate dienen der Veranschaulichung und werden als solche gekennzeichnet, jedoch nicht systematisch belegt.

Bildnachweis und rechtliche Hinweise:

Die in diesem Buch verwendeten Abbildungen historischer Zeitungsartikel wurden aus Ausschnitten ohne rekonstruierbare Quellenangaben übernommen. Ihre Nutzung erfolgt gemäß § 51 UrhG (Zitatrecht) oder § 24 UrhG a.F. (transformative Nutzung). Sollten Rechteinhaber bekannt sein, bitten wir um Mitteilung. Berechtigte Ansprüche werden berücksichtigt.

Das Neue Berlin –
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-360-02764-1

1. Auflage

© 2025 Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, dieses Werk oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg zu vervielfältigen oder in Datenbanken aufzunehmen.

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Printed in EU

www.eulenspiegel.com